



**Historischer Verein für Mittelbaden e.V.**  
**Mitgliedergruppe Schiltach**

## **„Mein Leben im Wandel der Zeit“ Aus den Erinnerungen einer alten Schiltacherin**

Von Hans Harter

### I.

An dem 1977 von der Landesregierung ausgeschriebenen Wettbewerb „Ältere Menschen schreiben Geschichte“ beteiligte sich auch eine Schiltacherin, Frau Christine Tenscher, geb. Wagner, die damals 82-jährig im Altenheim lebte. Sie wird vielen noch in Erinnerung sein, als immer modisch gekleidete ältere Dame, die ihre Besorgungen im „Städtle“ machte. Geboren wurde sie 1895 als Tochter des Metzgermeisters Gottlieb Wagner in der Hauptstraße und seiner Frau Christine, die aus einer Flößerfamilie stammte. So war der weithin bekannte Adolf Christoph Trautwein, Flößer, Schiffer und 1883-1898 Bürgermeister der Stadt Schiltach, ihr Großvater. Die junge „Christel“ wuchs mit fünf Geschwistern auf, darunter dem späteren Sägewerksbesitzer Gottlieb Wagner („GW“, 1889-1964).



Familie „Metzger-Wagner“ um 1900: „Christel“ (2.v.li.) mit ihren Eltern und fünf Geschwistern

Ihren Geburtsort Schiltach stellt sie als „romantisches Gebirgsstädtchen“ vor, mit einer langen württembergischen Vergangenheit, aufgrund derer „wir immer Eck-Schwaben geblieben sind“. Ihre frühesten Erinnerungen gelten dem „Schwarzwälder Boten“, dessen Titel mit „dem Mann mit Pfeife und Hund“ sie schon als kleines Mädchen entzückte. „Ich glaubte fest, dass alle Menschen den ‚Schwarzwälder‘ bekommen“. Auch der Silvesterzug war ein Ereignis, „schon als Kind durfte man mit und ein Lämpchen tragen“; die dazu gehörenden alten Lieder „lernte man mit dem Sprechen“. Viel wurde über seinen Ursprung gerätselt: Zum Dank für das Ende der Pest, des Dreißigjährigen Kriegs oder der Besetzung Schiltachs durch Franzosen 1794, die – was noch 100 Jahre später nicht vergessen war – täglich eine Stunde plündern durften.

Die junge Christine erlebte bedeutende kommunale Fortschritte: 1900 wurde die Wasserleitung gelegt; zuvor hatten die Mägde das Wasser mit einer „Gelt“ von öffentlichen Brunnen geholt und waren sehr stolz, „wenn sie das Wasser im Kübel frei auf dem Kopf tragen konnten“. 1898 entstand an der Bachstraße die Volksschule, „für damalige Begriffe ein wunderbares Schulhaus“. Als Christine 1902 dort eingeschult wurde, „musste man ganz brav die Hände auf den Tisch legen, man bekam sonst kräftig mit dem Stock des Lehrers“.

Zum elterlichen Betrieb gehörte eine Landwirtschaft, und der Vater hatte ein Pferd, das öfters allein der Straße entlang zu einem der Brunnen lief. „Unser Pferd war immer Haustier Nr. 1, das sehr geschont wurde, und meine Mutter sagte oft im Scherz, dass sie gern unser Pferd wäre“. 1886 war die Eisenbahn ins obere Kinzigtal gekommen, was für die hier „große“ Flößerei das Ende bedeutete. So wusste sie zu berichten, dass ihr Urgroßvater Christian Wilhelm Trautwein (1782-1859) „seine Flöße bis Holland“ gebracht hatte, ihr Großvater „bis Straßburg“. Danach gaben Sägewerke, zwei Tuchfabriken und viele Gerbereien den Menschen Arbeit und Brot.

Im damaligen Kaiserreich „glaubte man, dass Deutschland für immer gefestigt sei“. An Kaisers oder Großherzogs Geburtstag trugen die Kinder stolz Fähnchen aus Stoff und waren glücklich, „wenn es nach der Feier noch eine Brezel gab“. Aus Bad Rippoldsau kam das „Sauerwasser Weible“ mit seinem Karren und brachte Sprudel. Dort weilte die Großherzogin Luise mit ihrer Tochter Victoria öfters zur Kur, die huldvoll mit dem „Weible“ sprachen. Nachdem Prinzessin Victoria Königin von Schweden geworden war, kam jenes wegen des neuen Titels in Not und sagte einfach „Grüss Gott, Frau Schwed“ - und „die Damen hätten arg gelacht“, wie „es das Weible meinem Großvater erzählte“.

## II.

Die im Kaiserreich aufgewachsene junge Christine Wagner erlebte auch die Brüche der damaligen, oft als Idylle gezeichneten Gesellschaft: Da gab es einen Großonkel, wohl von väterlicher Seite, der 1849 Freischärler war. Nach dem Scheitern der Revolution kam er auf die Festung Rastatt und floh von dort nach Amerika. „Erst nach „einem Gnadengesuch und einem Kniefall meiner Urgroßeltern vor dem Großherzog“ durfte er wieder nach Deutschland zurückkommen. Er passte aber nicht mehr „ins bürgerliche Leben und politisierte nur noch“. Kam er zu Besuch, zog er eine amerikanische Zeitung aus dem Gehrock, mit einer Geste, dass „man hätte glauben können, dass ihm ganz Amerika zu Füßen liegt“. Er las Briefe seiner Freunde vor, die es in Amerika zu etwas gebracht hatten, in einem Stand, „wir sollen nur recht Hurra schreien“ (und keine demokratischen Rechte fordern!).

Von einer jungen Französin, die zu Besuch kam, hörte sie, dass sie weinte, als sie „den ersten deutschen Soldaten sah“. Angesichts eines Bismarck-Bilds habe sie geschimpft: „Das war ein böser Mann und hat uns das Liebste - Elsaß-Lothringen - genommen“. „Meine Brüder wehrten sich“ – der deutsch-französische Konflikt wirkte bis ins Familiäre hinein! Nur

Christine notierte versöhnlich: „Aber mich als kleine Eva haben die schönen Kleider der Französin fasziniert“. Auch den Burenkrieg (1899–1902) bekam sie mit: Der Bruder einer Freundin wurde auf den Namen des Burenkommandeurs „Dewet“ getauft. So blieb ihr auch die wachsende Englandfeindschaft nicht verborgen: „Obwohl unser Kaiser eine Engländerin zur Mutter hatte, war man von England nicht sehr begeistert“.

Dass auch innenpolitisch nicht alles im Lot war, erlebte sie an einem 1. Mai, „als viele Radfahrer von Schramberg durch unsere Straßen fuhren. In der Radmitte bewegten sich bunte Papierfächer, welche uns Kinder sehr gefielen, aber man ahnte, dass etwas Neues auf uns zukam: Die Sozialdemokratie!“ Sie zeigte sich hier an ihren jährlichen „Kampftag“ mit einer ihrer Gruppierungen, dem „Arbeiter-Radfahrer-Bund“, dessen Schramberger Ortsgruppe „Einigkeit“ 1904 gegründet wurde (in Lehengericht: 1909). Im bürgerlichen Elternhaus der Wagners war man davon nicht sehr begeistert: „Da unsere Dienstboten das gleiche Essen bekamen wie wir und gut behandelt wurden, konnten wir das schwer begreifen“.

Persönliches erfährt man seit 1910, als Christine konfirmiert wurde und „in eine Schule nach Freiburg oder Karlsruhe“ kommen sollte, „aber da starb mein Vater ganz plötzlich, es war mein erster Schicksalsschlag“. Nun musste sie als einzige noch ledige Tochter ihrer Mutter zur Seite stehen. Dies ging nicht ohne Protest ihrerseits, die sich selbständig machen wollte. „Ja Kind, du wirst doch nicht heiraten, du wirst doch bei mir bleiben“, und die Folge war, dass „ich jetzt eben für die Familie da war“. Dies ging bis 1914, als ihre Mutter das Geschäft ihrem ältesten Sohn übergab und in ein neu erbautes Haus in der Hauptstraße zog.



1922: Christine Wagner (2. Reihe, links) feiert Verlobung mit Julius Tenscher

Christine hätte nun ihre Pläne verwirklichen können, „da brach der 1. Weltkrieg aus“. Sie war damals in Rastatt bei ihrer Schwester, wo sie blieb, weil deren Mann sogleich einrücken musste und ein Betrieb zu versorgen war. „Dieser 1. Weltkrieg hat nun mein Leben ganz

verändert. Die Brüder und Freunde wurden eingezogen, und mit der Nachricht, ‚für das Vaterland an der Marne 1917 gefallen‘ musste man fertig werden“. In Rastatt erlebte sie an einem Januartag, wie „viele alte Leute aus dem Elsaß vom Bahnhof zu einem Lager laufen mussten“, französische Zivilisten, die interniert wurden und von denen viele dort starben: „Das hat einem schon nachdenklich gemacht“. Aber man ging zum Bahnhof, als der Zug mit dem Sarg des Flieger-As Manfred von Richthofen für eine Gedenkminute hielt. In Rastatt bestand auch ein „Vorzugslager für die Ukrainer“, die hier neu eingekleidet wurden, da das Reich mit der Ukraine einen Sonderfrieden schließen wollte – „aber aus dem Frieden wurde nichts“.

### III.

In Rastatt lernte Christine Wagner ihren Mann Julius Tenscher, Kaufmann, kennen, den sie 1924 heiratete. Aus der Ehe ging eine Tochter hervor. Über diese Zeit berichtet sie nur wenig, erwähnt jedoch die Inflation und die große Armut: „Eine junge Mutter in unserem Haus hätte keine Windeln für ihren Säugling gehabt, wenn man ihr nicht geholfen hätte“. Dazu kam die Arbeitslosigkeit, und „am Abend konnte man oft in den Seitenstraßen die Arbeitslosen ‚Hunger‘ rufen hören“. Darauf führt sie die Erfolge der Nationalsozialisten zurück, die „so leicht zu siegen hatten“. Bald sah sie, wie „sie den jüdischen ‚Pfarrer‘ mit einem Hallo zum Bahnhof gebracht haben, er musste seinen Koffer selbst schleppen“. In Karlsruhe, wohin die Familie 1938 zog, erlebte sie, „wie die ‚armen‘ Juden fort mussten“, das ‚Kapital‘ sei ja schon früher nach Amerika ausgewandert. Dann die „Kristall-Nacht“: „Viele haben vor den zertrümmerten Schaufenstern gelacht, heute müssen wir bezahlen“.

Als der 2. Weltkrieg begann, musste ihr Mann in eine Karlsruher Kaserne, während feindliche Flieger Angriffe auf den Rheinhafen flogen: „Wir hatten einmal so viele Brände, dass die Feuerwehren von Stuttgart und Offenburg eingesetzt wurden“. Nach dem Frankreich-Feldzug marschierten heimkehrenden Truppen durch die Stadt, und „wir waren begeistert und reichten den ‚Siegern‘ belegte Brote und Zigaretten. Aber die Soldaten blieben ernst, vielleicht wussten sie schon, dass es jetzt nach Russland ging“! Dieses Schicksal blieb auch ihren beiden Rastatter Neffen nicht erspart: Der eine kam nach dem Abitur zum Arbeitsdienst und musste Moore trocken legen, dann für zwei Jahre zur Wehrmacht, anschließend in den Krieg und fiel 1944 auf der Krim. Der andere ist gleichfalls in Russland vermisst. Dabei hatte alles so schön angefangen: „Die beiden Buben waren wie meine eigenen Kinder, ich habe ihnen Wimpel gestickt und heimlich ihre Jungvolkhöschen kürzer gemacht. Dabei sangen wir auch das Lied: ‚Siehst du im Osten das Morgenrot‘. Ihr nachmaliger Kommentar: „Die Jugend hat es gesehen“!



Christine Tenscher hochbetagt

Da sich die Fliegerangriffe auf Karlsruhe häuften, holten ihre Brüder sie und ihre Tochter nach Schiltach zurück, wohin nach Kriegsende auch ihr Mann kam, „zu Fuß, weil die Brücken gesprengt waren“. Die Tenschers blieben in Schiltach, die Tochter verheiratete sich ins Rheinland.

1967 verstarb ihr Mann, und mit 80 Jahren zog Christine Tenscher in das „sehr schöne“ Schiltacher Altenheim, wozu sie ihre letzten Bemerkungen machte: „Dasselbe ist natürlich auch teuer, und da meine Rente nicht ganz reicht, werde ich auch immer ein bißchen ärmer, aber durch die beiden Weltkriege lernte man ja, Opfer zu bringen“. Eine Ungerechtigkeit aber wollte sie nicht unkommentiert lassen: „Die Männer, welche unter den gleichen Bedingungen hier wohnen, bekommen 100% der Rente, und wir Witwen dagegen nur 60%. Dabei sind die Herrenanzüge nicht so sehr der Mode unterworfen wie unsere Kleider“ (die „kleine Eva“ von damals lässt grüßen!). Ihren Lebensbericht schloss sie mit dem Satz: „Aber trotz allem bin ich zufrieden, wenn ich nur meinen Humor nicht verliere und mich an der Musik noch erfreuen kann. Ohne Kampf kann man ja nicht glücklich sein“. Zehn weitere Jahre waren ihr vergönnt: 91-jährig verstarb Christine Tenscher am 4. September 1987.

Fotos: Archiv Hans Harter